Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 11

Artikel: Der siebzigjährige Goethe
Autor: Staiger, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160740

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nur eine rasch hereinbrechende Arbeitslosigkeit wird bewirken, daß man allgemein die verhängnisvolle doktrinäre Starrköpfigkeit einsieht, mit welcher die Regierung bis jetzt auf Kosten der kapitalbildenden Kreise gewirtschaftet hat.

Während man aber in den USA gerade um die Mitte des November 1957 erkannt hat, daß der Weg der Deflation zusammen mit Arbeitsmonopolen nicht gangbar ist, sucht man in den Niederlanden aus doktrinären Beweggründen den Kampf gegen die Inflation noch fortzusetzen. Vermutlich wird man im Lauf des Jahres 1958 wohl erkennen, daß man ein zerschlagenes Ei nicht wieder zusammenfügen kann und daß die Regierung ihre Staatsgeschäfte einschränken muß, um ein natürliches Gleichgewicht entstehen zu lassen. Das ist aber für Befürworter des sozialistischen Wohlfahrtsstaates ein schwer zu verdauender Brocken.

DER SIEBZIGJÄHRIGE GOETHE

VON EMIL STAIGER

Die Wendung zur altdeutschen Kunst und der «Westöstliche Divan» scheinen, ähnlich wie die italienische Reise, eine hohe Zeit in Goethes Leben zu eröffnen. Daß alsbald eine Stockung eintritt, die alte niederdeutsche Kunst nicht lange nachwirkt und die Quelle westöstlicher Lyrik schon nach 1815 allmählich verrieselt, würde noch nicht dagegen sprechen. Auch auf die «Römischen Elegien» folgen unfruchtbare Jahre. Erst 1794, in der Freundschaft mit Schiller, klärt und festigt sich der klassische Stil.

Doch eben ein solches Ereignis wie die Freundschaft mit Schiller bleibt jetzt aus. Nicht etwa weil es der Zufall so fügte, weil gerade niemand da war, der Schillers Platz hätte einnehmen können, sondern weil ein gemeinsames dichterisches Schaffen größten Stils dem Geist der Zeit nicht mehr entsprach, weil es keine Basis mehr gab, auf der ein ergiebiges Bündnis möglich gewesen wäre. Der orientalisierende Stil, der Goethe in einer flüchtigen Phase seines Lebens so tief beglückte, erscheint in der Geschichte der deutschen Dichtung als eine zwar köstliche, aber zusammenhanglose Spezialität, die einige Könner zur Nachahmung reizte,

doch keine Gemeinschaft in Prinzipien zu begründen vermochte. Die einende Kraft der klassischen Idee jedoch war längst erschöpft. Goethe selbst, der theoretisch an ihr festhielt, fühlte, daß er nicht fähig sei, sie neu zu beleben. Und wäre ihm dies für seine Person noch, gegen sein Wachstumsgesetz, das keinen Stillstand und Rückschritt zuließ, gelungen, wie hätte es sich in der Öffentlichkeit der zwanziger Jahre ausgewirkt?

1817 schreibt er an Zelter:

«Der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpunkte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vorteile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken und wie doch alles durcheinander geht, eine Wirkung die andere aufhebt, so daß mir alle Menschen, die ich einzeln spreche, vernünftig und, wie ich sie in Bezug betrachte, verrückt erscheinen.»

Wer hätte es wagen dürfen, diese in die Breite gehende, unübersichtliche Welt zusammenzufassen und auf Normen zu verpflichten? Man stelle sich einen Xenienstreit um 1820 vor! Was 1796, in einer noch ziemlich eindeutigen Lage, bereits ein Abenteuer, aber ein lohnendes gewesen war, das eine große Bewegung auslöste, hätte man zwei Jahrzehnte später, je nach Partei, nur schadenfroh oder peinlich berührt zur Kenntnis genommen. Darüber täuschte Goethe sich nicht. Er schrieb jetzt «*Zahme* Xenien». «Zahm» kann, im Hinblick auf den oft unwirschen und gröblichen Inhalt, nur heißen, daß keine Aggression, keine Einschüchterung von Gegnern beabsichtigt war, daß es dem verdrossenen Reimer genügte, seine Meinung auszusprechen, auch wenn sie niemand zu hören begehrte. Und so erging er sich über die Literatur, die arrogante Jugend, über die zuchtlosen Phantasiegebilde der indischen Mythologie, über Newtons Farbenlehre und anderen Ärger alten und neueren Datums mit einer gewissen Behaglichkeit oder jedenfalls mit dem Gleichmut dessen, der weiß, daß Verzweifeln zum Leben gehört. Die Sprüche wirkten denn auch ganz anders als die geschärften Pfeile der Distichen aus dem Köcher Martials. Sie reizten nicht zum Widerspruch. Man billigte höchstens dem alten Herrn ein gewisses Talent im Gnomischen zu und nahm die Sammlung als Bekenntnis eines einzelnen, dem man nicht verwehren durfte, sich zu äußern.

Dies wiederum deutet darauf hin, daß überhaupt der Sinn für Gesetze und Regeln der Kunst — in den neunziger Jahren, als ein Erbe der Aufklärung, noch weit verbreitet — seit der Jahrhundertwende im Schwinden begriffen war. Kleist und Hölderlin sind die letzten Deutschen, die an die wahre *μηχανή* und den einzig richtigen Kalkül des poetischen Schaffens glaubten; und beide verstanden sich darin selbst kaum mehr und wurden nicht mehr verstanden. Wie hätte sich Goethe da noch mit jemand über das Wesen der Ballade, den Unterschied von Epos und Drama unterhalten können und mögen? Jedermann fand es

natürlich, seinem eigenen Geschmack und Urteil zu folgen und demnach als ein interessanter Einzelner gewürdigt zu werden.

Das hätte man nun freilich auch schon von den Stürmern und Drängern sagen können. Doch anders sehen die Zustände aus, bevor eine Ordnung geschaffen ist, und anders, nachdem sie sich aufgelöst hat. Der junge Goethe und mehr noch seine Gefährten waren eigenwillig; sie wollten sich selbst als Originalgenies oder «Narren auf eigene Faust». Das neue Geschlecht dagegen, das nach der Jahrhundertwende auftritt, leidet bald darunter, daß sich das allzu reiche Ganze nicht fassen läßt, daß die Verständigung erschwert ist und daß sich jeder auf seine besondere Weise zu verlieren droht. Lenz und Klinger ballten das Leben in einige leidenschaftliche Schreie und groteske Momente zusammen. Jetzt schreibt man Romane, die nicht enden, Dramen, die zu Kompendien werden, und baut an philosophischen Systemen, die aus den Fugen geraten. Die Rückkehr zur katholischen Kirche, die völlige Selbstpreisgabe und Anerkennung starrer Autorität ist für viele das folgerichtige Ende.

Von diesem Geist der Zeit wird auch der siebzigjährige Goethe berührt. Er folgt mit wechselnder Aufmerksamkeit dem Wachstum der deutschen Literatur. Was in England, in Italien und Frankreich geschieht, beschäftigt ihn. Das Mannigfaltige-Neue nimmt jetzt so viel Raum und Zeit in Anspruch, daß man zweifeln könnte, ob der Dichter von «Hermann und Dorothea», der Morphologe und Weimarer Kunstfreund noch «behauptet, wo er steht». Doch es beirrt ihn keineswegs. Geschichte ist ihm wertvoll als Kunde von den Möglichkeiten des Menschen. Sie flößt ihm aber keine Sehnsucht nach dem Vergangenen ein und regt den Wunsch nicht auf zu leben, wie die Väter und Urväter lebten. An Georg Moller, der ihm Risse des Kölner Doms geschickt hat, schreibt er:

«Es ist höchst verdienstlich, darauf hinzuwirken, daß uns der Kunstwert jener alten, würdigen Gebäude, auf historischem Wege, bekannt und deutlich werde, und daß die deutsche Welt sich zugleich überzeuge, wie gefährlich es sei, die Geister der vorigen Jahrhunderte in die Wirklichkeit hervorrufen zu wollen.»

Manzoni wirft er, bei aller Bewunderung seines Schaffens, «gar zu viel Respekt vor der Geschichte» vor und gibt damit zu verstehen, daß Geschichtliches dem Ewig-Menschlichen untergeordnet bleiben müsse. Sogar beim Anblick einer Gestalt, die ihn so fasziniert wie Byron, vergißt er seine Maße nicht und bedauert gerade, was die Zeitgenossen hinriß, die Hypochondrie. Unwilliger nimmt er es auf, wenn Deutsche auf demselben Irrweg wandeln. Seit 1817 braucht er sich nicht mehr um das Theater zu kümmern und ist froh, sein Urteil über die neuen Stücke verschweigen zu dürfen. Auch die vielen Gedichte, die man ihm sendet, legt er meist nach einem flüchtigen Blick verstimmt beiseite. Er wird es müde, jeden Tag aufs Neue festzustellen, daß sich die Zeit immer weiter von dem entfernt, was er als das Schöne und Wahre verehrt. Auch er

selbst ist aber dessen nicht mehr mächtig, was er liebt. Der klassische Augenblick gehört in jedem Sinn der Mitte an, der Mitte zwischen dem ‚Noch nicht' der Jugend und dem ‚Nicht mehr' des Alters, zwischen dem Auf- und Niedergang einer Epoche; er ist das Glück des Zeniths. Diesen Zenith hat Goethe persönlich und mit ihm seine Zeit überschritten. Es scheint dasselbe Geschick zu sein, das den Einzelnen und das Ganze trifft. Und doch entsteht ein Gegensatz. Die Spätgeborenen nämlich wissen sich die Lage anzueignen oder — um dem Geheimnis zwischen Individualität und Zeitgeist besser gerecht zu werden — die Lage eignet sich die Spätgeborenen an. Begabungen werden fruchtbar, denen die verwandelte Welt entspricht. Es sind nicht mehr die Schwärmerischen und Trotzigen wie im Sturm und Drang; es sind wehmütige Spieler und Träumer, Fromme, visionäre Denker, die jetzt die gültigen Worte sprechen, jetzt, nachdem die kosmopolitischen Hoffnungen gründlich enttäuscht worden sind und ehe neue, viel begrenztere und handfestere Ziele den Blick auf die große Tradition verstellen.

Für einen Menschen dagegen, der sicher in seinem schwebenden Gleichgewicht ruht, der frei der Natur gegenübertritt, «zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt» und auf die Gegenwart angewiesen, scheint der Kairos vorüber zu sein. Wieder kann sich, wie im «Divan», eine unerwartete Aussicht eröffnen; es kann geschehen, daß irgendein alter Stoff auf einmal faßlich wird und angemessene Gestalt gewinnt. Das ändert nichts daran, daß Goethe unzeitgemäß geworden ist. Grillparzer, der sich über seine «vereinzelte Stellung in Wien» beklagte, bekam von ihm zur Antwort, «daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne». Damit gibt Goethe selber zu, daß er der Vergangenheit angehöre. Denn in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher lebte er längst nicht mehr. Weimar übte keine kulturelle Anziehungskraft mehr aus. Im ersten Jahrzehnt der Regierung Carl Augusts hatte es eine Gesellschaft beherbergt, die zwar nicht einig, aber doch von der Erwartung eines gemeinsamen höchsten Guts erfüllt gewesen war. In Goethes und Schillers Nähe hatten sich noch viele Talente gedrängt, die allerdings nicht gesonnen waren, die Rolle gläubiger Jünger zu spielen, es aber lohnend fanden, bald zu widersprechen, bald zuzustimmen und Unruhe und Verwirrung zu stiften. Das war die Zeit, von der Goethe sagte:

«Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht miteinander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt jedem seine Freiheit.»

«Jetzt finden wir hier kaum sechs Menschen», fährt er nach Kanzler von Müller fort, «die zusammen in einen geselligen Kreis paßten und sich unterhalten könnten, ohne einander zu stören. Und nun ging er die bedeutendsten unserer Männer durch mit epigrammatischer Schärfe und schneidender Kritik. Darum, damit schloß er, entsage ich der Gesellig-

keit und halte mich an die Tête-à-Têtes. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.»

So freilich erst 1830. Schon 1821 aber, als es sich darum handelte, Schubarths Bruder nach Weimar zu ziehen, riet Goethe ab mit der Begründung, «man müsse niemand mehr hierher empfehlen, unser Zustand sei allzu sehr untergraben».

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade der Großherzog selbst mit einer fortschrittfreundlichen Tat zur Untergrabung des Zustandes beitrug. 1816 hatte er als erster deutscher Fürst gemäß den Zusicherungen des Wiener Kongresses eine Verfassung eingeführt, die auch den Bürgern und Bauern das Recht verlieh, an der Gesetzgebung mitzuwirken, und sogar Preßfreiheit gewährte. Die Folgen waren verhängnisvoll. Weimar und Jena wurden zu Zentren einer politischen Journalistik, die bei den weniger liberalen Regierungen Deutschlands Besorgnis erregte und bald genug auch den Landesherrn in einen gerechten Zorn versetzte. Goethe schlug strenge Maßnahmen vor. Carl August hielt sich noch zurück. Das Wartburgfest der deutschen Burschenschaften gab Anlaß zu neuem Verdacht. 1819 wurde Kotzebue als Vaterlandsverräter von einem Jenenser Studenten ermordet. Daraufhin schien es unvermeidlich, wenigstens Okens «Isis», die angriffslustigste Zeitschrift, zu verbieten. Das half aber nichts. Man hatte nun erst recht unter beiden Parteien zu leiden. Preußen und Rußland untersagten ihren Untertanen den Besuch der Jenaer Universität; und in den Augen der akademischen Jugend erschien der Großherzog, der sich so weit hinausgewagt hatte und sich nun offenbar wieder zurückzog, im allerunvorteilhaftesten Licht. Am 22. März dieses Jahres war der Minister von Voigt, der kluge Freund und Mitarbeiter, gestorben. Goethe pries ihn glücklich, weil er von den schlimmsten Tagesereignissen nicht mehr beunruhigt worden sei.

Ganz eigentümlich gehört in dieses Gesamtbild Goethes wachsender Ruhm. Wieland mußte es schmerzlich erfahren, was «sich überleben» heißt. Ein Mann wie Schelling, um 1800 bewundert, gefürchtet, geliebt und gehaßt, verlor nach dem Abschied von Jena seine bezwingende Sicherheit, vermochte nirgends mehr recht Boden zu fassen und wurde mit Scheu, Mißtrauen, zuletzt mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Ein solches Los blieb Goethe erspart, vielleicht nicht, weil seine Leistung zu groß, aber weil sie zu mannigfaltig war, weil es keinen gebildeten Deutschen gab, der nicht irgendeiner Epoche seines Schaffens zutiefst verpflichtet war. Die Neudeutsch-Religiosen mochten die «Römischen Elegien» verabscheuen und über die «Propyläen» spotten; sie mußten den «Faust» und den Aufsatz über die deutsche Baukunst als Dokumente höchsten geschichtlichen Rangs bewundern. Politiker, die den Minister haßten, beriefen sich auf den «Götz» und den «Egmont». Und problematische Naturen, denen die Milde von «Hermann und Doro-

thea» und der höhere Friede der «Iphigenie» langweilig vorkam, lasen ergriffen den «Werther» und, wenn sie moderner sein wollten, die «Wahlverwandtschaften». So äußert jedermann seine Bedenken gegen Goethe mit Vorbehalt. Man wird ihn nicht los; es gibt niemand, der ihn als Ganzes beseitigt wissen möchte. Allerdings spricht sich nun auch die Verehrung — abgesehen von einem engsten, unbedingt ergebenen Kreis — mit deutlichen Vorbehalten aus. Keiner vermag ihn mehr, wie Schiller es einst vermochte, als Ganzes zu sehen. Ein Betrachter von solchem Rang fehlt, und anderseits hat sich der Gegenstand seither noch ungeheuer entfaltet. Aber die Ehrfurcht, mit der man dem alten Goethe begegnet, ist einzigartig. Ungezählte Besucher haben klopfenden Herzens, ja zitternd die Schwelle des Hauses am Frauenplan überschritten und beim Anblick des «Salve» ihren letzten Mut zusammengenommen. Ausdrücke wie «Jupiter» und «Olympier» begegnen uns von nun an in den vertraulichen Briefen der Zeitgenossen. Goethe wird anerkannt als Gipfel und Mitte des abendländischen Geistes.

Doch eben durch diesen Ruhm wird er auch dem lebendigen Leben wieder entrückt. Er ist zu groß geworden, als daß er als Totalität noch in die Geschicke des Tages verflochten werden könnte. An Einzelnem wird herumgemäkelt; zumal die Neuerscheinungen ernten oft eine malitiöse Kritik. Doch in der Regel läuft es darauf hinaus, einen früheren Goethe gegen den augenblicklichen auszuspielen:

«Da loben sie den Faust
Und was noch sunsten
In meinen Schriften braust
Zu ihren Gunsten;
Das alte Mick und Mack,
Das freut sie sehr;
Es meint das Lumpenpack,
Man wärs nicht mehr!»

Das trifft die Situation genau. Es war der Goethe von ehedem, für den man an seinem siebzigsten Geburtstag in Frankfurt ein Denkmal plante. Daß er weiter schrieb und noch immer in jedem Buch als ein anderer auftrat, daß immer noch niemand wußte, wessen man sich von ihm zu versehen habe, das war der breiten literarischen Öffentlichkeit höchst unbequem.

Der Ruhm vertiefte die Einsamkeit. Goethe fühlte sich auch den Bewunderern entfremdet und, was unheimlicher war, in ihrem stummen Vergleich seines gegenwärtigen und vergangenen Daseins gleichsam aus sich selbst verbannt. Bei seiner Zurückhaltung in allem, was als Bekenntnis aufgefaßt werden könnte, läßt sich das freilich nur aus Zeichen und Andeutungen erraten. Er sieht sein eigenes Leben und Schaffen als ein Kapitel der Geistesgeschichte, das nun abgeschlossen vorliegt.